

ANHANG

VIER VORSCHLÄGE FÜR ARBEIT MIT TEXTEN IN SEMINAREN

Paul Celan: Todesfuge (1948)

Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends
 wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts
 wir trinken und trinken
 wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
 Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt
 der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland
 dein goldenes Haar Margarete
 er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne
 er pfeift seine Rüden herbei
 er pfeift seine Juden hervor läßt schaufeln ein Grab in der Erde
 er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
 wir trinken dich morgens und mittags wir trinken dich abends
 wir trinken und trinken
 Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt
 der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland
 dein goldenes Haar Margarete
 Dein aschenes Haar Sulamith

wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
 Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr andern singet und spielt
 er greift nach dem Eisen im Gurt er schwingts seine Augen sind blau
 stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr anderen spielt weiter zum Tanz auf

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
 wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich abends
 wir trinken und trinken

ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen

Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus Deutschland
er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch in die Luft
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus Deutschland
wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken
der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau
er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der Luft
er spielt mit den Schlangen und träumet der Tod ist ein Meister aus
Deutschland

dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith

Fragen zur Interpretation:

1. Welche Metaphern benutzt Celan zur Schilderung der Vernichtungslager?
2. Wie könnte Ihrer Meinung nach die Metapher „schwarze Milch der Frühe, wir trinken sie...“ interpretiert werden?
3. Warum wohl erscheint im Titel des Gedichtes der Begriff „Fuge“?
4. War es legitim, den Holocaust mit lyrischen Mitteln zu Ausdruck zu bringen?

Heinrich Böll: Bekenntnis zur Trümmerliteratur (1952)

Die ersten schriftstellerischen Versuche unserer Generation nach 1945 hat man als Trümmerliteratur bezeichnet, man hat sie damit abzutun versucht. Wir haben uns gegen diese Bezeichnung nicht gewehrt, weil sie zu Recht bestand: tatsächlich, die Menschen, von denen wir schrieben, lebten in Trümmern, sie kamen aus dem Kriege, Männer und Frauen in gleichem Maße verletzt, auch Kinder. Und sie waren scharfäugig: sie sahen. Sie lebten keineswegs in völligem Frieden, ihre Umgebung, ihr Befinden, nichts an ihnen und um sie herum war idyllisch, und wir als Schreibende fühlten uns ihnen so nahe, daß wir uns mit ihnen identifizierten. Mit Schwarzhändlern und den Opfern der Schwarzhändler, mit Flüchtlingen und allen denen, die auf andere Weise heimatlos geworden waren, vor allem natürlich mit der Generation, der wir angehörten und die sich zu einem großen Teil in einer merk und denkwürdigen Situation befand: sie kehrte heim. Es war die Heimkehr aus einem Krieg, an dessen Ende kaum noch jemand hatte glauben können.

Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter, die der jungen Literatur angehängt wurden: Kriegs, Heimkehrer und Trümmerliteratur.

Die Bezeichnungen als solche sind berechtigt: es war Krieg gewesen, sechs Jahre lang, wir kehrten heim aus diesem Krieg, wir fanden Trümmer und schrieben darüber. Merkwürdig, fast verdächtig war nur der vorwurfsvolle, fast gekränkte Ton, mit dem man sich dieser Bezeichnung bediente: man schien uns zwar nicht verantwortlich zu machen dafür, daß Krieg gewesen, daß alles in Trümmern lag, nur nahm man uns offenbar übel, daß wir es gesehen hatten und sahen, aber wir hatten keine Binde vor den Augen und sahen es: ein gutes Auge gehört zum Handwerkszeug des Schriftstellers.

Die Zeitgenossen in die Idylle zu entführen würde uns allzu grausam erscheinen, das Erwachen daraus wäre schrecklich, oder sollen wir wirklich Blindkuh miteinander spielen?

[...]

Aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts lebte in London ein junger Mann, der kein erfreuliches Leben hinter sich hatte: sein Vater hatte Bankrott gemacht, war

ins Schuldgefängnis geraten, und der junge Mann selbst hatte in einer Fabrik für Schuhwische gearbeitet, ehe er seine vernachlässigte Schulbildung aufholen und Reporter werden konnte. Bald schrieb er Romane, und in diesen Romanen schrieb er über das, was seine Augen gesehen hatten: seine Augen hatten in die Gefängnisse, in die Armenhäuser, in die englischen Schulen hineingesehen, und was der junge Mann gesehen hatte, war wenig erfreulich, aber er schrieb darüber und das Merkwürdige war: seine Bücher wurden gelesen, sie wurden von sehr vielen Menschen gelesen und der junge Mann hatte einen Erfolg, wie er selten einem Schriftsteller beschieden ist: die Gefängnisse wurden reformiert, die Armenhäuser und Schulen einer gründlichen Betrachtung gewürdigt und: sie änderten sich.

Allerdings: dieser junge Mann hieß Charles Dickens, und er hatte sehr gute Augen.

[.. .]

Ein gutes Auge gehört zum Handwerkszeug des Schriftstellers, ein Auge, gut genug, ihn auch Dinge sehen zu lassen, die in seinem optischen Bereich noch nicht aufgetaucht sind.

Nehmen wir an, das Auge des Schriftstellers sieht in einen Keller hinein: dort steht ein Mann an einem Tisch, der Teig knetet, ein Mann mit mehlbestäubtem Gesicht: der Bäcker. Er sieht ihn dort stehen, wie Homer ihn gesehen hat, wie er Balzacs und Dickens' Augen nicht entgangen ist – den Mann, der unser Brot backt, so alt wie die Welt, und seine Zukunft reicht bis ans Ende der Welt. Aber dieser Mann dort unten im Keller raucht Zigaretten, er geht ins Kino, sein Sohn ist in Rußland gefallen, dreitausend Kilometer weit liegt er begraben am Rande eines Dorfes; aber das Grab ist eingeebnet, kein Kreuz steht darauf, Traktoren ersetzen den Pflug, der diese Erde sonst gepflügt hat. Das alles gehört zu dem bleichen und sehr stillen Mann dort unten im Keller, der unser Brot backt – dieser Schmerz gehört zu ihm, wie auch manche Freude dazu gehört.

[...]

Der Blinden-Schriftsteller sieht nach innen, er baut sich eine Welt zurecht. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts lebte in einem süddeutschen Gefängnis ein junger Mann, der ein sehr dickes Buch schrieb; der junge Mann war kein Schriftsteller, er wurde auch nie einer, aber er schrieb ein sehr dickes Buch, das den Schutz der Unlesbarkeit genoß, aber in vielen Millionen Exemplaren verkauft wurde: es

konkurrierte mit der Bibel! Es war das Buch eines Mannes, dessen Augen nichts gesehen hatten, der in seinem Inneren nichts anderes hatte als Haß und Qual, Ekel und manch Widerwärtiges noch – er schrieb ein Buch, und wir brauchen nur die Augen aufzuschlagen: wohin wir blicken, sehen wir die Zerstörungen, die auf das Konto dieses Menschen gehen, der sich Adolf Hitler nannte und keine Augen gehabt hatte, um zu sehen: seine Bilder waren schief, sein Stil war unerträglich – er hatte die Welt nicht mit dem Auge eines Menschen gesehen, sondern in der Verzerrung, die sein Inneres sich davon gebildet hatte.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Und in unserer schönen Muttersprache hat Sehen eine Bedeutung, die nicht mit optischen Kategorien allein zu erschöpfen ist: wer Augen hat, zu sehen, für den werden die Dinge durchsichtig – und es müßte ihm möglich werden, sie zu durchschauen, und man kann versuchen, sie mittels der Sprache zu durchschauen, in sie hineinzusehen. Das Auge des Schriftstellers sollte menschlich und unbestechlich sein: man braucht nicht gerade Blindkuh zu spielen, es gibt rosarote, blaue, schwarze Brillen – sie färben die Wirklichkeit jeweils so, wie man sie gerade braucht. Rosarot wird gut bezahlt, es ist meistens sehr beliebt und der Möglichkeiten zur Bestechung gibt es viele –, aber auch Schwarz ist hin und wieder beliebt, und wenn es gerade beliebt ist, wird auch Schwarz gut bezahlt. Aber wir wollen es so sehen, wie es ist, mit einem menschlichen Auge, das normalerweise nicht ganz trocken und nicht ganz naß ist, sondern feucht – und wir wollen daran erinnern, daß das lateinische Wort für Feuchtigkeit Humor ist –, ohne zu vergessen, daß unsere Augen auch trocken werden können oder naß; daß es Dinge gibt, bei denen kein Anlaß für Humor besteht. Unsere Augen sehen täglich viel: sie sehen den Bäcker, der unser Brot backt, sehen das Mädchen in der Fabrik – und unsere Augen erinnern sich der Friedhöfe; und unsere Augen sehen Trümmer: die Städte sind zerstört, die Städte sind Friedhöfe, und um sie herum sehen unsere Augen Gebäude entstehen, die uns an Kulissen erinnern, Gebäude, in denen keine Menschen wohnen, sondern Menschen verwaltet werden, verwaltet als Versicherte, als Staatsbürger, Bürger einer Stadt, als solche, die Geld einzahlen oder Geld entleihen – es gibt unzählige Gründe, um derentwillen ein Mensch verwaltet werden kann.

Es ist unsere Aufgabe, daran zu erinnern, daß der Mensch nicht nur existiert, um verwaltet zu werden – und daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art sind und nicht so geringfügiger Natur, daß man sich anmaßen kann, sie in wenigen Jahren zu heilen.

Der Name Homer ist der gesamten abendländischen Bildungswelt unverdächtig: Homer ist der Stammvater europäischer Epik, aber Homer erzählt vom Trojanischen Krieg, von der Zerstörung Trojas und von der Heimkehr des Odysseus – Kriegs, Trümmer und Heimkehrerliteratur –, wir haben keinen Grund, uns dieser Bezeichnung zu schämen.

Fragen zur Interpretation:

1. Wie hängen die Begriffe „Trümmerliteratur“, „Stunde Null“ oder „Literatur des Kahlschlags“ zusammen?
2. Warum wählt Böll gerade Charles Dickens als Vorbild für seine Nachkriegsprosa?
3. Wie verstehen Sie die Metapher von dem „Auge des Schriftstellers“?
4. Und warum beruft sich Böll im letzten Absatz seines Essays auf Homer?

Günter Grass: 1999 (der letzte Text im Buch Mein Jahrhundert, 1999)

GEZWUNGEN HAT ER MICH NICHT, aber überredet, der Bengel. Das könnt er schon immer, bis ich endlich ja gesagt hab. Und nun leb ich angeblich noch, bin über hundert und bei Gesundheit, weil er das so will. Darin war er von Anfang an groß, als Dreikäsehoch schon. Könnt lügen wie gedruckt und wunderschöne Versprechungen machen: „Wenn ich mal groß und reich bin, dann reisen Wir, wohin du willst, Mama, sogar nach Neapel.“ Aber dann kam der Krieg, und dann wurden wir abgeschoben, erst in die Sowjetzone, dann Flucht in den Westen rüber, wo uns diese rheinländischen Bauern in der eiskalten Futterküche einquartiert und gepiesackt haben: „Geht doch hin, wo ihr hergekommen seid!“ Dabei waren die katholisch wie ich.

Aber schon zweiundfünfzig, als mein Mann und ich längst Wohnung hatten, stand fest, daß es Krebs war bei mir. Hab dann noch, während der Junge in Düsseldorf seine brotlose Kunst studiert und weiß nicht wovon gelebt hat. zwei Jahre durchgehalten, bis unsere Tochter mit ihrer Bürolehre fertig, aber sonst all ihre Wunschträume hinter sich hatte, die arme Marjell. Nicht mal achtundfünfzig hab ich geschafft. Und nun soll, weil er das unbedingt alles nachholen möchte, was mir, seiner armen Mama, entgangen ist, mein hundertsoundsovielter Geburtstag gefeiert werden.

Gefällt mir sogar, was er sich heimlich ausgedacht hat. War schon immer zu nachsichtig, wenn er, wie mein Mann sagte, das Blaue vom Himmel runtergelogen hat. Doch das Seniorenheim mit Seeblick, das „Augustinum“ heißt und in dem ich nun, weil er das will, versorgt bin, ist - da kann man nicht meckern - sogar von der besseren Sorte. Eineinhalb Zimmer hab ich, dazu Bad, Kochnische und Balkon. Farbfernseher hat er mir reingestellt und eine Anlage für diese neuen silbrigen Schallplatten, solche mit Opernarien und Operetten drauf, die ich schon immer gern gehört hab, vorhin noch aus dem „Zarewitsch“ die Arie „Es steht ein Soldat am Wolgastrand...“ Auch kleine und große Reisen macht er mit mir, neulich nach Kopenhagen, und nächstes Jahr wird es, wenn ich gesund bleib, endlich in den Süden bis nach Neapel gehen...

Nun aber soll ich erzählen, wie es früher und noch früher gewesen ist. Sag ich ja, Krieg war, immerzu Krieg mit Pausen dazwischen. Mein Vater, der als Schlosser in der Gewehrfabrik gearbeitet hat, ist gleich anfangs bei Tannenberg

gefallen. Und dann zwei Brüder in Frankreich. Der eine hat gemalt, vom anderen sind sogar Gedichte in die Zeitung gekommen. Bestimmt hat mein Sohn das alles von den beiden mitgekriegt, denn mein dritter Bruder war Kellner nur, ist zwar weit rumgekommen, aber dann hat es ihn doch irgendwo erwischt. Muß sich angesteckt haben. Soll eine von diesen Geschlechtskrankheiten gewesen sein, mag gar nicht sagen, welche. Da ist meine Mutter ihren Jungs, noch bevor Frieden war, aus reinem Kummer nachgestorben, so daß ich mit meiner kleinen Schwester Betty, dem verwöhnten Ding, nun allein in der Welt stand. War ja gut, daß ich bei Kaiser's Kaffee Verkäuferin und bißchen Buchführung gelernt hatte. So konnten wir dann, nachdem ich mit Willy verheiratet war und gleich nach der Inflation, als wir in Danzig den Gulden bekamen, das Geschäft, Kolonialwaren, aufmachen. Lief auch anfangs ganz gut. Und siebenundzwanzig, da war ich schon über dreißig, kam dann der Junge und drei Jahre später die kleine Marjell...

Wir hatten ja außer dem Laden zwei Zimmer bloß, so daß das Jungchen für seine Bücher und seinen Farbkasten und seine Knetmasse nur unterm Fensterbrett eine Ecke gehabt hat. Aber das war ihm genug. Da hat er sich alles ausgedacht. Und nun zwingt er mich, wieder lebendig zu sein, verwöhnt mich – „Mamachen hier und Mamachen da“ - und kommt im Seniorenheim mit seinen Enkelkindern an, die unbedingt meine Urenkel sein sollen. Sind auch ganz niedlich, aber bißchen dreibastig manchmal, so daß ich froh bin und aufatme, wenn die Balgen, darunter Zwillinge - helle Bürschchen, doch vorlaut – unten auf der Parkallee mit ihren Dingern, die wie Schlittschuhe ohne Eis sind und die geschrieben so ähnlich wie Skat heißen, aber von den Jungs Skäter genannt werden, rauf und runter flitzen. Kann ich vom Balkon aus sehen, wie der eine immer schneller sein will als der andere...

Skat! Hab ich mein Lebtage lang gern gespielt. Meistens mit meinem Mann und mit Franz, meinem kaschubischen Cousin, der bei der Polnischen Post war und deshalb gleich anfangs, als wieder Krieg kam, erschossen wurde. War schlimm. Nicht nur für mich. Aber das brachte die Zeit so mit sich. Auch daß Willy in die Partei ging und ich bei der Frauenschaft war, weil man da umsonst Leibesübungen machen konnte, und auch der Junge beim Jungvolk in schicker Uniform... Später gab beim Skat meistens mein Schwiegervater den dritten Mann ab. War aber immer zu aufgeregt, der Herr Tischlermeister. Vergaß oft, den Skat zu drücken, worauf ich prompt Kontra gegeben hab. Spiel ich noch

immer gern, sogar jetzt, wo ich wieder leben muß, und zwar mit meinem Sohn, wenn er seine Tochter Helene, die ja wie ich heißt, auf Besuch mitbringt. Spielt ziemlich gerissen, das Mädchel, besser als ihr Vater, dem ich zwar das Skatspielen beigebracht habe, als er zehn oder elf war, der aber immer noch wie ein Anfänger reizt. Spielt seinen geliebten Herz Hand selbst dann, wenn er mit ner blanken Zehn dasitzt...

Und während wir spielen und spielen und mein Sohn sich dauernd überreizt, sausen unten im Park vom „Augustinum“ meine Urenkel auf ihren Skatern, daß man Angst kriegen möchte. Haben aber überall Polster drauf An den Knien, Ellbogen und an den Händen auch, sogar richtige Helme tragen sie, damit ja nichts passiert Lauter teures Zeug! Wenn ich da an meine Brüder denk, die im ersten Krieg schon gefallen oder sonstwie krepirt sind, die haben sich, als sie klein waren das war noch zu Kaisers Zeiten - aus der Langführer Aktienbrauerei ein ausgedientes Bierfaß besorgt, die Faßdauben auseinandergenommen, die Dinger mit Schmierseife eingerieben, sich dann die Dauben unter die Schnürschuhe gebunden und sind als richtige Skiläufer in den Jäschkentaler Wald, wo sie immerzu den Erbsberg rauf und runter Hat mischt gekostet, ging aber trotzdem...

Denn wenn ich nur daran denk, was die Anschaffung von richtigen Schlittschuhen, solchen mit Schlüssel zum Anschrauben, für mich als kleine Geschäftsfrau bedeutet hat, und zwar für zwei Kinder... Denn in den dreißiger Jahren ging der Laden nur mäßig... Zuviel Pumpkundschaft und Konkurrenz... Und dann kam auch noch die Guldenabwertung... Zwar haben die Leute geträllert, „Alles neu macht der Mai, macht aus einem Gulden zwei...“, aber knapp wurde es doch. Wir hatten in Danzig ja Guldenwährung, weil wir Freistaat waren, bis uns dann, als der nächste Krieg losging, der Führer mit seinem Gauleiter, Förster hieß der, „heim ins Reich“ geholt hat. Ab dann ging alles über den Ladentisch gegen Reichsmark nur. Gab aber immer weniger. Mußte nach Ladenschluß Lebensmittelmarken sortieren und auf alte Zeitungen kleben. Manchmal half der Junge, bis sie auch ihn in Uniform steckten. Und erst nachdem der Russe über uns gekommen war, dann sich die Polen das letzte genommen haben, wonach wir Vertriebene wurden und all das Elend weiterging, bekam ich ihn wieder gesund zurück. War neunzehn inzwischen und kam sich erwachsen vor. Dann hab ich auch noch die Währungsreform erlebt. Vierzig Mark kriegte jeder vom neuen Geld. Das war ein harter Anfang für uns Flüchtlinge aussem Osten. Wir hatten ja

muscht sonst... Das Fotoalbum... Und grad noch sein Briefmarkenalbum hab ich retten gekonnt. Und als ich dann starb...

Aber nun soll ich, weil mein Sohn das so will, auch noch den Euro miterleben, wenn er denn ausgezahlt wird. Doch vorher will er unbedingt meinen Geburtstag feiern, den hundertdritten genau. Na, soll er von mir aus. Der Bengel ist inzwischen über siebzig schon und hat sich längst einen Namen gemacht. Kann aber nicht aufhören mit seinen Geschichten. Manche gefallen mir sogar. Aus anderen hätt ich bestimmte Stellen glatt weggestrichen. Aber Familienfeste, so richtig mit Krach und Versöhnung, hab ich schon immer gemocht, denn wenn wir Kaschuben gefeiert haben, wurde geweint dabei und gelacht. Anfangs wollte meine Tochter, die nun auch schon auf die siebzig zugeht, nicht mitfeiern, weil sie die Idee von ihrem Bruder, mich für seine Geschichten wieder lebendig zu machen, für zu makaber hält „Laß man, Daddau“, hab ich zu ihr gesagt, „sonst fällt ihm noch was Schlimmeres ein.“ So ist er nun mal. Denkt sich die unmöglichsten Sachen aus. Muß immer übertreiben. Mag man gar nicht glauben, wenn man das liest...

Nun kommt meine Tochter doch Ende Februar. Und ich freu mich schon auf all die Urenkel, wenn sie dann wieder unten im Park rumflitzen auf ihren Skätern, während ich vom Balkon runterguck. Und auf 2000 freu ich mich auch. Mal sehen, was kommt... Wenn nur nicht Krieg ist wieder... Erst da unten und dann überall...

Fragen zur Interpretation:

1. Was verrät Grass in diesem Text über seine Vorfahren und über sich selbst?
2. Können Sie aus dieser Prosa Grass' Biografie rekonstruieren?
3. Welchen Krieg meint die Mutter in dem letzten Satz des Textes mit dem Krieg „Erst da unten“?
4. Welche Rolle haben in diesem Text die Passagen über die verschiedenen Währungen?

Jahrhundertromane: Von Musil bis Grass – das Fünfgestirn des deutschsprachigen Erzählens

(Ein Literaturbrief von Jochen Hieber in der Zeitschrift *Deutschland*, 1999)

Jeweils 33 Schriftsteller, Kritiker und Germanisten sind jüngst vom Bertelsmann Verlag und vom Literaturhaus München angeregt und aufgefordert worden, eine Rangliste der wichtigsten deutschsprachigen Romane des 20. Jahrhunderts zu erstellen. Drei Titel durfte jeder Juror nennen. Das Ergebnis der Umfrage kann sich mehr als sehen lassen. 76 Romane kamen insgesamt auf die Liste, nur 27 allerdings erhielten mehr als einen Punkt. Auf dem ersten Platz landete Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ (35 Stimmen), dahinter folgen Franz Kafkas „Der Prozeß“ (32), Thomas Manns „Der Zauberberg“ (29), Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“ (18) und Günter Grass' „Die Blechtrommer“ (11).

Überzeugend ist die Liste zunächst, weil sie auf den ersten Plätzen keine Überraschungen bereithält. Die Juroren haben sich für die wirklich bedeutenden Werke entschieden - also gegen ihre Vorliebe für die Außenseiter des literarischen Lebens. Gewiß, es ließe sich trefflich streiten, ob Kafkas „Das Schloß“ nicht doch seinen „Prozeß“ überrage (tut es nicht), ob Thomas Manns „Buddenbrooks“ nicht doch größer seien als „Der Zauberberg“ (sind sie schon). Aber angesichts der unbestrittenen Sonderstellung dieser beiden Erzähler, die die Jahrhundertliste mit der Aufnahme all ihrer Romane angemessen widerspiegelt, sind solche Debatten müßig.

Ohne sich abzustimmen, haben die Juroren ihre emphatische Erwartung an die Gattung des Romans erkennen lassen. Der Österreicher Musil, 1942 im Alter von 62 Jahren gestorben, hat seinen „Mann ohne Eigenschaften“ als eine fast lebenslange „geistige Expedition und Forschungsfahrt“ charakterisiert. Und am Sieger hat sich die Jury orientiert. Jene fünf Werke, die das Rennen machten, zeichnen sich dadurch aus, daß sie die Ziele ihrer poetischen Expeditionen sehr genau bestimmten – und von ihnen mit den reichsten Entdeckungen zurückkehrten. So ist „Der Mann ohne Eigenschaften“ eine äußerst abenteuerliche Reise in die Seele des modernen Individuums geworden – und, am Beispiel Wiens, zugleich ein genaues Modell der europäischen Gesellschaft kurz vor und während des Ersten Weltkriegs. So ist „Der Prozeß“ des Franz Kafka, der erstmals 1925 erschien, zum hellstichtigsten Porträt einer Spezies Mensch geraten, die das Jahrhundert abermillionenfach erst danach hervorbringen sollte: die Spezies der

unschuldigen, hingemordeten Opfer. So hat „Der Zauberberg“, an dem Thomas Mann von 1913 bis 1924 arbeitete, das Pandämonium einer Krankheit zum Tode skizziert – und es, überaus prächtig, ausgemalt als Reigentanz zwischen Lebenswille und Sterbenslust. So hat „Berlin Alexanderplatz“, Döblins genialer Wurf von 1929, den Rhythmus der Großstadt als Moloch einzigartig in Sprache zu übersetzen vermocht – und dabei das Gesetz formuliert, das hier herrscht: „Verflucht ist der Mensch, der sich auf Menschen verläßt.“ Und so ist schließlich „Die Blechtrommel“, Grass' Debütroman aus dem Jahr 1959, zum Triumph des Erzählens selbst gelangt – dank seiner unvergleichlichen Hauptfigur, des Kindphilosophen und Zwergmannes Oskar Matzerath.

Sehr auffällig, daß die beiden erstplazierten Werke zu Lebzeiten ihrer Verfasser nicht oder nur in Teilen veröffentlicht, vor allem aber, daß sie nie zu Ende geschrieben wurden: Das Fragment, das Nicht-Fertige, ist das Zeichen des Jahrhunderts – und die teils schauernde, teils erstaunte Verbeugung der Literatur vor einer Welt, die im Innersten nichts mehr zusammenhalten kann. Daß vier der fünf besten Romane aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts stammen, scheint für die relative Armut der Gegenwartsliteratur zu sprechen... Vielleicht benötigen wir zu den jüngeren Erzählbüchern etwa von Thomas Bernhard, Peter Handke, Martin Walser oder Robert Menasse auch noch jenen größeren zeitlichen Abstand, der ihren Rang besser erkennen läßt. Daß nur zwei Romane von Frauen mehr als eine Stimme erhielten – Ingeborg Bachmanns „Malina“ und Anna Seghers' „Das siebte Kreuz“ – , ist literarisch ebenso gerecht wie wahrscheinlich vorübergehend: Das 21. Jahrhundert könnte eines des weiblichen Erzählens werden.

Die deutschen Großromane dieses Jahrhunderts aber können auch international bestehen. Musil, Kafka, Thomas Mann, Döblin und Grass: Das Fünfgestirn des deutschsprachigen Erzählens gehört zum Kernbestand der Weltkultur in unserer Zeit.

Fragen zur Interpretation:

1. Wie viele Juroren waren an dieser Umfrage beteiligt?
2. Finden Sie in diesem Text auch Phrasen und Redewendungen aus der sportlichen Terminologie?
3. Wie würde Ihre persönliche Liste mit den besten Werken der deutschsprachigen Literatur aussehen, die Sie gelesen haben?
4. Wird der Text Recht behalten mit den abschließenden Worten über das kommende Jahrhundert des „weiblichen Erzählens“?